DOROTHEE WILHELM

Siehe, meine Freundin, du bist schön!

Theologische Vergewisserungen zu Behinderungen und anderem Anderssein

Ein gehbehindertes Mädchen läuft mit schiefem Gang über den Schulhof. Einige andere Kinder beginnen, hinter ihr herzulaufen und sie nachzuäffen. »So hat es bei mir auch angefangen! Passt bloß auf, dass ihr nicht plötzlich immer so lauft.«, sagt sie. Ich habe mich über diese Geschichte gefreut – ein gehbehindertes Mädchen, das sich clever zu wehren versteht.

Gleichzeitig weist sie auf etwas Tieferes hin: Es kann jede und jeden treffen. Die Grundlage aller Solidarität ist: Du könntest ich sein – ich könnte du sein. Darauf beruhen die Gesellschaft, die Sozialversicherungen, das Recht, das die Schwächeren schützt. Wie eine Gesellschaft mit ihren schwächeren Mitgliedern umgeht, gilt als Maßstab dafür, wie zivilisiert eine Gesellschaft ist.

Gehören in der zivilisierten Gesellschaft nicht alle zum »Wir«? Darum geht es in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, auf diesem Boden steht jede demokratische Verfassung. Darum geht es beim »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« (Lev 19,18; Mk 12,31).

Von Ignoranz und Akzeptanz

Dennoch falle ich immer wieder aus dem »Wir«. Das geschieht durch Stufen, durch fehlende Zugänge für Menschen im Rollstuhl. Das ist fast nie böse gemeint, wirkt für mich aber wie das Schild, das Hunde aus Metzgereien fernhalten soll: »Wir müssen leider draußen bleiben.« Das Problem wird in meinen Körper verlegt – mein Körper scheint falsch zu sein, nicht die Architektur, die im 21. Jahrhundert nicht für alle taugt. Transportmittel und Gebäude werden weiterhin so gebaut, als würden alle Menschen problemlos auf zwei Füßen gehen. Mit den anderen scheint niemand gerechnet zu haben. Diese Gewalt ist strukturell, nicht direkt – Ignoranz wird zu Stufen, niemand geht direkt auf mich los. Ziemlich alle möchten lieb sein, helfen mir gern, sind dabei aber unfähig, die strukturelle Gewalt wahrzunehmen. Menschen mit Behinderung sind Objekt von Fürsorge und Unterstützung, ihre Rechte bleiben kraftlos. Demütigend ist das. Ich akzeptiere nicht, dass Stufen zur Privatsache von Menschen mit Behinderung erklärt werden. Sie gehen alle etwas an, die Ausgrenzung etwas entgegensetzen möchten.

Ich falle auch aus dem »Wir«, wenn ich angestarrt werde – tausende Augen projizieren auf mich ihre Bilder von Hilflosigkeit und Traurigkeit, ich setze nur zwei Augen dagegen. Wenn ich mich nicht täglich anstrenge, diese Projektionen nicht an mich heranzulassen, bin ich abends erschöpft und traurig. Die Bilder aus der Werbung, in denen schöne junge Menschen mit Normkörpern immer glücklich, nie allein sind – auch in meinem Kopf haben sie Macht. Wenn ich mit schmerzenden Konsequenzen meiner Behinderung zu tun habe, wenn ich etwas an mir ekelhaft oder hässlich finde, muss ich kämpfen, meinen Körper zu lieben, wie er ist. Manchmal gelingt es mir, Ps 139 zu beten:

> *»Nähme ich die Flügel der Morgenröte / oder wohnte am äußersten Meer,*
> *würde deine Hand mich auch dort führen / und dein starker Arm mich halten.*
> *Bäte ich die Finsternis, mich zu verbergen, / und das Licht um mich her, Nacht zu werden, / könnte ich mich dennoch nicht vor dir verstecken;*
> *denn die Nacht leuchtet so hell wie der Tag / und die Finsternis wie das Licht.*
> *Du hast alles in mir geschaffen / und hast mich im Leib meiner Mutter geformt.*
> *Ich danke dir, dass du mich so herrlich und ausgezeichnet gemacht hast! / Wunderbar sind deine Werke, das weiß ich wohl.«*
> Ps 139, 9–14

Manchmal gelingt mir das nicht. Ich weiß, diese Auseinandersetzungen führen viele andere Menschen auch, so oder ähnlich. Meinen Körper anzunehmen, ist ein unaufhörlicher Prozess. In diesem Prozess kämpfe ich auch gegen die brutale Selbstverständlichkeit von Redewendungen, vom »aufrechten Gang«, vom Prozess, der »wie gelähmt« ist, sowie gegen biblische Heilungsgeschichten, die nicht mehr können, als zu normalisieren: Menschen mit Behinderungen werden zum Status der »Normalen« emporgeheilt. Damit ist alles wunderbar, die Umgebung und die »Normalen« müssen sich nicht verändern – ich habe früher darüber geschrieben.[24]

Es ist menschlich, sich ein Bild zu machen. Es wird erst schwierig, wenn wir beim Bild, beim Klischee, stehen bleiben. Dann verdinglichen wir einander, bemächtigen uns der einzigartigen Wirklichkeit der anderen. »Die Hölle, das sind die anderen.«, schrieb dazu der französische Existenzialist Jean-Paul Sartre. Im ersten Gebot heißt es: »Du sollst dir kein Bildnis machen.« Jedenfalls nicht nur eines.

24 Vgl. einige Beiträge in der Zeitschrift »Schlangenbrut«, zitiert z. B. auf http://www.refbejuso.ch/fileadmin/user_upload/Downloads/Gemeindedienste_und_Bildung/KISO/Blick_zurueck__Literatur__Links/artikel_Wilhelm_kiso2014.pdf (eingesehen am 18.10.2018).

Wer ist »Wir«?

Wer gehört kampflos in die Normalität? Wer ist normal? Es gibt sicher mehr Menschen, die aus dem Rahmen gefallen sind oder mit einigen Facetten ihrer Person aus dem Rahmen fallen, als solche, die in jeder Hinsicht für sich selbst und andere als normal erscheinen. Das relativiert nicht, dass einige sehr viel heftiger ausgegrenzt werden als andere – es sind nicht alle irgendwie behindert. Aber die »Normalität« ist nicht in der Mehrheit, sie hat nur die Macht. Alte Menschen, Kinder, immer noch Frauen, Menschen mit Migrationshintergrund, Menschen mit psychischen Problemen, arme Menschen, Menschen mit physischer Behinderung, Menschen ohne Ausbildung, Menschen mit Lernschwierigkeiten ... Ich schaffe es nicht, eine umfassende Liste zu erstellen von allen, die nicht wirklich ins Zentrum der »Normalität« gehören. Wen denken wir mit, wenn wir »Wir« sagen? Ich glaube, dass dieser Prozess unabschließbar ist, weil wir nicht wissen können, wer sich noch alles zu Wort melden und wehren wird gegen ihren/seinen Ausschluss.

Weil so viele Menschen an menschengemachte Grenzen stoßen und daran verletzt werden, ist die Versuchung groß, die eigene Betroffenheit ins Zentrum zu stellen. Das, was ich selbst erfahre, so scheint es, kann ich beurteilen, da muss ich mich engagieren. Ich halte das für grundfalsch. Ich weigere ich mich, öfter als zweimal pro Jahr etwas ausschließlich Behindertenpolitisches zu schreiben oder zu reden. Wenn ich quasi hauptberuflich Behinderung vertreten würde, würden die allgemeinen Themen weiterhin denen bleiben, die sich selbst für normal halten. Die, die von einer Ausgrenzung betroffen sind, würden dann ihre »Betroffenheitsthemen« vertreten – schwarze Menschen das Thema Rassismus, Frauen jeglicher Hautfarbe »Frauenthemen«, homosexuelle Leute Themen der sexuellen Orientierung. Die strukturelle Gewalt, die uns alle zu anderen macht, würde weiterhin unsichtbar sein, wir würden brav in unseren Schubladen bleiben. Das Verbleiben in den »Betroffenheitsschubladen« heißt *identity politics*. Wenn ich zu einem migrationspolitischen Thema referiere, können die Zuhörenden sich beim nächsten Mal leichter vorstellen, dass nicht alle Referierenden zum Thema auf zwei Füßen daherkommen. Meine Weigerung, mich vor allem mit Behinderung zu befassen, verstehe ich als Bildersturm. Ich mache nicht das, was man mir zuschreibt.

Es geht mich unmittelbar an und ist meine Sache, was anderen angetan wird.

Viel wichtiger in dieser Weigerung ist mir aber ein anderer Punkt: Ich bin nicht nur von dem betroffen, das mich in meinem kleinen einzelnen Leben betrifft. Es geht mich unmittelbar an und ist meine Sache, was anderen angetan wird. »Wir« sind alle. Dass aktuell Hunderte und Tausende von Menschen im Mittelmeer ertrinken, geht mich unmittelbar etwas an, es betrifft mich. Wir sind verantwortlich, wir werden unseren Kindern die

Frage beantworten müssen, wie wir das zulassen konnten. Ich will mich nicht fremd stellen. Das ist meine Sache. *Identity politics* entfremden uns einander. Wer ist »Wir«? Das ist die entscheidende Frage.

Was hat das mit Theologie zu tun?

Weit über das Christentum hinaus besteht Einigkeit, worum es geht. Ulrich Duchrow schreibt in seinem Buch *Gieriges Geld*:

> *»Der Schnittpunkt zwischen den abrahamischen Religionen ist Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, mit anderen Worten: Gottes Liebe als Mitgefühl und Solidarität. In diesem Sinn ist Gerechtigkeit das Herz der abrahamischen Religionen. […] In der dramatischen Krise allen Lebens, hervorgerufen durch die Wirtschaft und Zivilisation der Gier, kommt es entscheidend darauf an, dass alle Glaubensgemeinschaften vom Lokalen bis zum Globalen zusammenfinden, um ihre von Gott geschenkte Geistkraft für ein Leben in gerechten Beziehungen einzusetzen.«*[25]

In der christlichen Theologie haben wir Substanzielles beizutragen. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zeigt, wie einer zum Nächsten des Verwundeten wird: die unwahrscheinlichste und abwegigste Person, der anrüchige Samariter, nicht die, die man erwarten würde, nicht der Priester, nicht der Levit. Match entscheidend ist, wer zum Nächsten wird. Wer sich betreffen lässt von dem, was unmittelbar Not tut. Die Reihe der Fremden, Witwen und Waisen kommt oft und zentral in biblischen Texten vor (z. B. Ex 22,20–22). Fremde, Witwen und Waisen sind die Menschen, die ohne patriarchalen Schutz vogelfrei sind. Die Vogelfreien sind unsere Chance, zu Nächsten zu werden.

In der hebräischen Bibel wird der Gott des Lebens von den Götzen unterschieden an genau einem entscheidenden Merkmal: Er verlangt keine Menschenopfer, so der Inhalt der Abrahamserzählung. Mit der Rettung Isaaks schafft Gott die Menschenopfer ein für alle Mal ab. Wer Menschenopfer verlangt, hat nichts mit dem Gott des Lebens zu tun. Aktuell finden massenhafte Menschenopfer auf dem Mittelmeer für den Götzen des Marktes statt. Wer so tut, als gebe es dazu keine Alternative, ist im Götzendienst tätig – im Götzendienst der Wohlstandswahrung, des Sicherheitswahns, der Gleichgültigkeit, der Ausgrenzung von denen, die nicht kommen sollen.

25 Duchrow, Ulrich, Gieriges Geld, München 2013, 259.

Der gemeinsame Auftrag

Die Unterschiedlichkeit von Mann und Frau macht uns erst gemeinsam zu Menschen. Im ersten Schöpfungsbericht heißt es:

> *»Und Gott schuf […] den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie.«*
> Genesis 1,26

Erst zusammen sind sie Mensch. Feministische Befreiungstheologie fragt nach weiteren Differenzen, über die Geschlechterdifferenz hinaus. Differenz kann große Unterschiede im Zugang zu Macht oder Sicherheit bedeuten.

> *»Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott.«*
> Martin Luther

Was zu tun ist, ist nicht unübersichtlich. Es ist einfach. Es liegt offen vor unseren Augen: Liebe dich selbst. Liebe deine Nächsten wie dich selbst. Und dann an die Arbeit.

Dorothee Wilhelm, *geb. 1963, ist feministische Theologin und Pädagogin und war lange Mitarbeiterin der cfd-Frauenstelle für Friedensarbeit in Zürich.*

»Ich denke […] an die Kunst der Fuge. Wenn unser Leben auch nur ein entferntester Abglanz eines solchen Fragmentes ist, in dem wenigstens eine kurze Zeitlang die sich immer stärker häufenden, verschiedenen Themata zusammenstimmen, und in dem der große Kontrapunkt vom Anfang bis zum Ende durchgehalten wird, sodass schließlich nach dem Abbruch höchstens noch der Choral ›Vor deinen Thron tret ich hiermit‹ intoniert werden kann, dann wollen wir uns auch über unser fragmentarisches Leben nicht beklagen, sondern sogar daran froh werden.«

Dietrich Bonhoeffer